



Frieden ohne Verheißung

Fortsetzung von Seite 17

Angefangen hatte der Prozeß bereits im Juli 1977, als Jerusalem Sadat vor einem libyschen Umsturzkomplott warnte...

Doch schon damals wurden Knoten sichtbar, die bis heute ungelöst sind - vielleicht auch nicht friedlich zu lösen sind:

● Ist die angestrebte „gerechte und dauerhafte Lösung des Nahost-Konfliktes“ ohne Mitwirkung der anderen Supermacht möglich - der Sowjetunion?

● Läßt sich das Problem der Palästinenser (1,3 Millionen in den besetzten Gebieten, mehr als eine weitere Million in den Lagern der anliegenden arabischen Staaten) lösen, ohne ihnen ein Stück ihrer angestammten Heimat wiederzugeben...

● Kann Israels Existenz wie seine Sicherheit gewährt und garantiert werden ohne einen cordon sanitaire nach eigenem Gutdünken - ohne die mehr als achtzig Wehrdörfer in den „für immer befreiten“ Territorien?

„Dialog der Gehörlosen“

Darum ging es während der zweiten Zusammenkunft zwischen Begin und Sadat, am 25. Dezember 1977 in der Kanalstadt Ismailia, einer enttäuschenden Konferenz, wo der israelische Gast noch kategorisch zum „Selbstschutz“ die Beibehaltung seiner Sinai-Siedlungen verlangte...

Darum ging es schließlich in Camp David, dem Treffen der „Großen Drei“ - Carter, Sadat, Begin - vom 5. bis 17. September 1978, einer Konferenz voller Krisen und Konflikte bis zur krönenden Einigung Stunden vor Toresschluss...

Ehe Anwar el-Sadat nach Jerusalem aufbrach, hatte er geschworen: Er werde die gefährliche Fahrt wagen, „selbst wenn dies mein letzter Akt als Präsident sein sollte“...

Ein großes politisches und menschliches Drama durch hinterhältigen Mord abrupt zu Ende gegangen, ein historisches Schicksal gewaltsam besiegelt worden. Und doch - eine Vision wurde durchgesetzt, eine Utopie erfüllt: Friede zwischen zwei Staaten, der erste Friede zwischen einem Staat der Araber und dem Staat der Juden.

Noch während Sadat lebte und dem Friedensimpuls seine Kraft und Inspiration verlieh, flackerte das Licht der Verständigung oft nur schwach, drohte es manchmal auszugehen wie ein Irrlicht im Tosen eines widrigen Sturms.

Denn zwischen Jerusalem und Camp David brach noch einmal der Krieg aus - der Krieg der Worte. Da nannte Begin seinen ägyptischen Widerpart einen „müchächtigen Streber“, da schoß Sadat zurück: Begin ist ein „verbitterter, verbissener Mann, der dir deine Kuh stiehlt und der sie dir nur für ein Lösegeld zurückzugeben bereit ist“...

Zum anderen war die Sache des Friedens ständig in Gefahr, weil Sadat selber mit internen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte - zweimal mußte er in dieser kurzen Zeit seinen Außenminister auswechseln - und in äußere Isolation geriet.

In Camp David, jenem hermetisch abgeriegelten „goldenen Käfig“ (mit Kino, Schwimmhalle und Tennisplätzen), 600 Meter hoch in den Catocin-Bergen von Maryland, gab es Tage, wo keiner mit keinem sprach, wo sich Sadat und Begin wie beleidigte Maulwürfe in ihren Blockhäusern vergruben...

Liegt die endgültige Grenze vor oder hinter dieser einen israelischen Siedlung? Ab wann bekommt Israel von den Ägyptern aus den freigegebenen Gebieten wieviel Öl zu welchem Preis? Soll die Autonomieregelung mit dem Friedensvertrag

gekoppelt werden? Muß es „legitime Ansprüche“ oder „legitime Rechte“ der Palästinenser heißen? Soll auf den Vertragskarten „Golf von Eilat“ (israelische Version) oder „Golf von Akaba“ (arabische Version) stehen?

Schon in den Vorverhandlungen hatte der Vance-Vertreter Alfred Atherton geklagt: „Wegen jedes Kommas muß ich zwischen Jerusalem und Kairo hin- und herpendeln.“ Zuletzt verfügte Carter - weil Sadat voller Empörung und Enttäuschung vorher abreisen und die Konferenz platzten lassen wollte - ein Hubschrauber dürfe nur auf seinen ausdrücklichen, schriftlichen Befehl zum Start klargemacht werden...

Ohne Washington kein Frieden: Sadat und Begin wären gewiß gestrauchelt, vielleicht sogar gefallen, wenn ihnen die Amerikaner nicht immer wieder die rettende Hand geboten hätten. „In der ersten Aufwallung von Euphorie“, schreibt der israelische Diplomat Gideon Rafael in seinen Memoiren Destination Peace, glaubten beide, „eine Abkürzung zum Frieden gefunden zu haben - ohne Umweg über Washington“...

Wie in Camp David, so in den Tagen vor dem Washingtoner Friedensschluß im März 1979: Rettung in buchstäblich letzter Minute. Diesmal mußte Jimmy Carter sogar mit großem Troß in den Nahen Osten fliegen, um in einem Sechstage-Rennen gegen die Uhr das „Debakel“ doch noch zu verhindern - scheinbar vergeblich...

Sie blieben - und tags darauf beim Frühstück lösten sich die letzten Knoten. Wieder einmal bewahrheitete sich eine uralte diplomatische Erkenntnis: Es ist leichter, gegenüber dem mächtigen Dritten nachzugeben als die Forderungen des ebenbürtigen Kontrahenten zu schlucken...

Die letzten Tage von Jamit sind in der letzten Zeit mehr Schlagzeilen gemacht hat als New York, Moskau und Port Stanley zusammen, kommt die Wüste langsam wieder zurück. Die Zufahrtsstraße ist mit Sand bedeckt, niemand kehrt mehr die Wege. Eine Woche vor dem Abzug der Israelis ist Jamit eine Mischung aus Geisterstadt und Abenteuerspielplatz...

Die letzten Tage von Jamit

Im Nord-Sinai wollen 2000 Ultras den Rückzug verhindern / Von Henryk M. Broder

An der Stelle, wo vor zwei Monaten noch Ziegen und Schafe grasen, steht jetzt eine große Halle, eine der vier neuen Grenzstationen zwischen Israel und Ägypten. Ein hoher Maschendrahtzaun und ein breiter, sauber gekehrter Sicherheitsstreifen teilen die Landschaft mit absurder Gründlichkeit, die Sanddünen hüben sehen genauso aus wie die Sanddünen drüben...

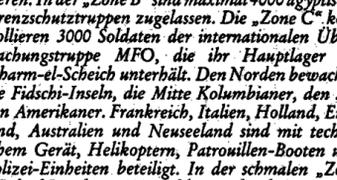
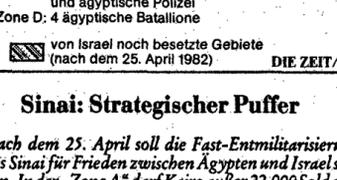
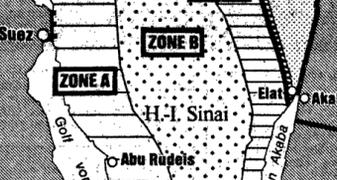
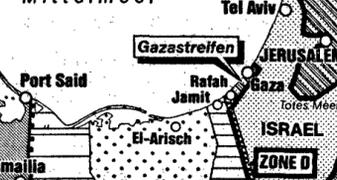
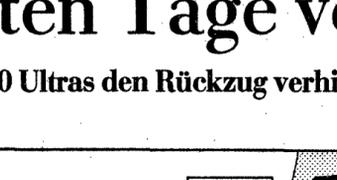
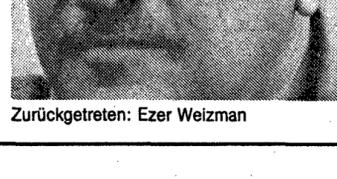
In Jamit, der israelischen Kleinstadt im Norden des Sinai, die in der letzten Zeit mehr Schlagzeilen gemacht hat als New York, Moskau und Port Stanley zusammen, kommt die Wüste langsam wieder zurück. Die Zufahrtsstraße ist mit Sand bedeckt, niemand kehrt mehr die Wege. Eine Woche vor dem Abzug der Israelis ist Jamit eine Mischung aus Geisterstadt und Abenteuerspielplatz...

„Nein zum Rückzug“ steht da in großen hebräischen Lettern, „Nein zu einem Frieden der Lügen“ und: „Der Weg von Kairo nach Jerusalem führt über Jamit“.

Das ehemalige Zentrum der Stadt wird von der Armee besetzt gehalten. In die verlassenen Wohnungen sind Soldaten eingezogen. Vor den Türen der Einfamilienhäuser liegen Abfälle. Fünfhundert Familien haben bis vor kurzem in Jamit gewohnt, etwa zwanzig sind immer noch da. Sie waren weder mit Geld, noch mit guten Worten, noch mit Druck dazu zu bewegen, Jamit zu verlassen...

Farhan wäre bereit, auch unter ägyptischer Souveränität im Sinai zu bleiben. „Hier gibt es Sonne, Wasser, technisches Know-how, Geld. Wenn die Ägypter wirklich Frieden möchten, könnte man gemeinsam etwas aufbauen, aber Sadat hat gesagt, er will den Sinai ‚judenrein‘.“ Farhan spricht hebräisch, nur das Wort „judenrein“ sagt er auf deutsch. Farhan steht mit seinen Ansichten nicht allein. Über 2000 Israelis, Anhänger der Stoppden-Rückzug-Bewegung, sind nach Jamit gekommen, um gegen die Rückgabe des Sinai zu

DOSSIER



Wiedergewählt: Menachem Begin

Zurückgetreten: Mosche Dajan

Zurückgetreten: Ezer Weizman

Doch welche Pein hatte Jimmy Carter zuvor erdulden müssen, bis der Israeli, aber auch Sadat, endlich weichgekniet worden waren? Manchmal zerknüllte er voller Zorn die Papiere, warf seine Elefanten auf den Tisch, erinnerte sich Weizman. Oder seine blauen Augen blitzten voller kalter, ohnmächtiger Wut (wie es Dajan im Gedächtnis blieb) - wenn etwa Begin beckenmessersch bestimmt: „Für nichts gibt es nichts“, wenn sich „Sadat Superstar“ (wie die Israelis spöttelten) daran machte, sich für die Abreise zu rüsten.

Manchmal war es wie im Kinderzimmer: Wenn Sadat ankündigte, er werde notfalls die israelischen Siedlungen niederbrennen lassen, und Begin antwortete: „Nero“, oder wenn der Israeli dem Ägypter vorhielt, er repräsentiere schließlich eine „geschlagene Nation“ und dieser aufbraute: „Eine geschlagene Nation? Das waren wir einmal - aber seit dem Oktober 1973 sind wir es nicht mehr.“

Das waren Augenblicke, wo Weizman fürchtete, Sadats Versprechen „Nie wieder Krieg“ könnte leicht umschlagen in ein „Nie wieder! Krieg!“ Bis dann, zehn Monate nach Sadats Ouvertüre in Jerusalem, zur Übertragung der Unterzeichnung des „Rahmenabkommens“ im Weißen Haus das israelische Fernsehen die Ausstrahlung der amerikanischen „Holocaust“-Serie mit der Begründung abbrach: „Der heutige Tag eignet sich nicht für derartig bedrückende Erinnerungen“ und Anwar el-Sadat von der arabischen Ablehnungsfront als „Judas des 20. Jahrhunderts“ gebrandmarkt wurde.

Bis dann, endlich und endgültig, mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages in Washington am 26. März 1979 wenigstens dieses Kapitel zu Ende war, ein Chor sang, Dankgebete gesprochen wurden und Dajan in seiner unterkühlten Manier feststellte: „Das ist ein realistischer Vertrag. Er garantiert kein ländliches Idyll voller Liebreiz, Sonnenschein und sanfter Ruhe auf grüner Wiese. Er ist nicht die Erfüllung unseres zeitweiligen Traums, wo Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden.“

Sekt floß in Strömen in den Festzelten, die im Garten der Präsidentenresidenz aufgestellt worden waren, 1600 Ehrengäste redeten durcheinander und ließen die berühmten Schlagersänger kaum zum Singen kommen. Als dann zu guter Letzt das israelische Parlament in der längsten Sitzung seiner Geschichte (16 Stunden Debatte) mit 95 gegen 18 Stimmen für die Abmachung votierte, war der Wutausbruch jenes israelischen Siedlers von dem extremistischen „Block der Getreuen“ längst vergessen: „Verdammt Sadat! Ich hoffe, daß ihn eine Kugel erwischt.“

Genauso aber nahm dann die Geschichte ihren Gang, unaufhaltsam: Gewalt noch auf dem Friedenspfad, unausweichlich... Und manche Historiker mochten sich an die Friedenstat eines anderen amerikanischen Präsidenten erinnern haben: An Theodore Roosevelt, der im Jahre 1905 in Portsmouth Russen und Japaner an den Verhandlungstisch gebracht hatte. Auch damals freilich überwog der Zweifel, ob der Friede von Dauer sein würde - jedenfalls bei Roosevelt selber: „Ich habe die Pferde zur Tränke geführt. Aber nur der Himmel weiß, ob sie saufen werden oder sich gegenseitig treten.“

„Ich werde voranlaufen“, verkündete Anwar el-Sadat 1977, „und sie werden mir alle keuchend hinterherlaufen.“ Tatsache aber ist, daß die Israelis auf halbem Weg stehenblieben, die Syrer jeden attackierten, der auch nur den Fuß hob, die Jordanier von vornherein sitzenblieben und die PLO jedem zaghaften Schritt nach vorn dann gleich zwei

resolute Schritte nach rückwärts folgen ließen. Schon einmal waren die Ägypter vorgeschickt: 1949 waren sie die ersten, die mit dem jungen Staat Israel Waffenstillstand schlossen. Jordanien, Syrien und der Libanon verdammt Kairo, „Verat“ zwar unisono, doch innerhalb von sechs Monaten zogen auch sie nach. Drei Jahrzehnte später ging diese ägyptische Rechnung nicht auf: Kairo blieb allein.

Zwar ermahnte Sadat die Araber immer wieder: „Wer seriös in den Friedensprozeß einsteigen will, muß mehr tun, als nur Forderungen stellen.“ Oder er verwies seine panarabischen Gegner auf die Realität der Macht: „Ihr isoliert nicht Ägypten, ihr isoliert euch selber. Ohne Ägypten könnt ihr gar nichts machen. Ägypten aber kann ohne euch alles machen.“

Es halfen weder Hohn noch Häme - und schon gar nicht europäische Deklarationen und amerikanischer Druck. Es war als hätten sich alle Beteiligten - von Kairo über Jerusalem nach Amman und Damaskus - zu einer stillschweigenden Allianz zusammengeschlossen, die kein anderes Ziel einte als die Bewahrung des nahöstlichen Status quo.

Jordanien: Bei den dreiseitigen Camp-David-Verhandlungen zwischen Amerika, Ägypten und Israel war das Haschemitenreich der Vierte im Bunde - unsichtbar zwar, aber dabei. Im „Rahmen für den Frieden“ taucht Jordanien immer wieder auf: als Verhandlungspartei, wo es um die „Autonomie“ und endgültige Zukunft der Westbank geht; als Teilhaber an der Macht, wo das Abkommen etwa gemeinsame israelisch-jordanische Militärpatrouillen vorsieht. Doch schon Tage nach dem Gipfeltreffen im September 1978 winkte König Hussein ab: Er würde nur verhandeln, „wenn ein befriedigendes Endresultat vorweg gegeben“ sei; im Klartext: die ganze Westbank und Ost-Jerusalem. „Wenn es weniger ist, können wir uns nicht vom Fleck bewegen, egal, wie stark der Druck und von wo auch immer.“

Der König hielt Wort: Jeden Versuch, ihn in die Verhandlungen zu ziehen, beantwortete er mit dem stereotypen Verweis auf die PLO als „einzigen, legitimen Repräsentanten“ des palästinensischen Volkes. Anfang 1981 weigerte er sich sogar, Henry Kissinger („Frieden ist ein Prozeß“) zu empfangen, der sich damals gerade auf einer inoffiziellen Erkundungsreise im Nahen Osten befand. Camp David sei „tot“ ließ er Ronald Reagan Ende 1981 wissen, als dieser ein Treffen mit Hussein als „dringlichste Priorität“ der amerikanischen Außenpolitik anpries.

Die Palästinenser: „Camp David“, so PLO-Chef Jassir Arafat, „ist eine Tragödie für mein Volk, eine neue Form der Sklaverei. Die Autonomie ist ein Haufen Dreck.“ Die Palästinenserführung in Beirut sah in Camp David von Anfang an eine Falle und in Sadat bloß einen „Verräter, der seinen Kopf in die Schlinge gesteckt“ hatte. Dabei war am Anfang noch alles offen - zumindest auf dem Papier. Das „Rahmenwerk“ zeichnete eine fünfjährige Übergangszeit auf dem Weg zur „vollen Autonomie“ vor. In diesem Zeitraum sollten sich Israelis, Ägypter, Jordanier, „Palästinenser aus dem Westjordanland und Gaza“ sowie „andere Palästinenser“ (sprich: verhandlungswillige PLO-Repräsentanten) über den „endgültigen Status“ der Gebiete einigen. Auch die Richtung lag keineswegs im dunkeln: Da war von „Selbst-Regierung“ ebenso die Rede wie von den „legitimen Rechten des palästinensischen Volkes“ - traditioneller Diplomaten-Code für „staatliche Selbstbestimmung“.

In Beirut aber behielten die Maximalisten das Wort - wie eh und je. Anstatt die Israelis bei ihrer Unterschrift zu packen, suchte die PLO ihr Heil bei den arabischen hardliners: Syrien, Irak, Libyen. Wo die Gemäßigten wie etwa der Pariser PLO-Mann Issam Sartawi den Dialog mit israelischen „Tauben“ predigten, schob der Palästinensische Nationalrat den Riegel vor: Gespräche ja, aber nur mit solchen Israelis, die „sich in Theorie und Praxis dem Zionismus“, sprich: der eigenen Staatlichkeit, „widersetzen“. Wenn Arafat, wie im vergangenen Oktober, mal von der „Koexistenz mit dem israelischen Feind“ spricht, dann folgt hinterher garantiert das Dementi: Er meinte „Koexistenz mit den Juden“ in einem palästinensischen Staat.

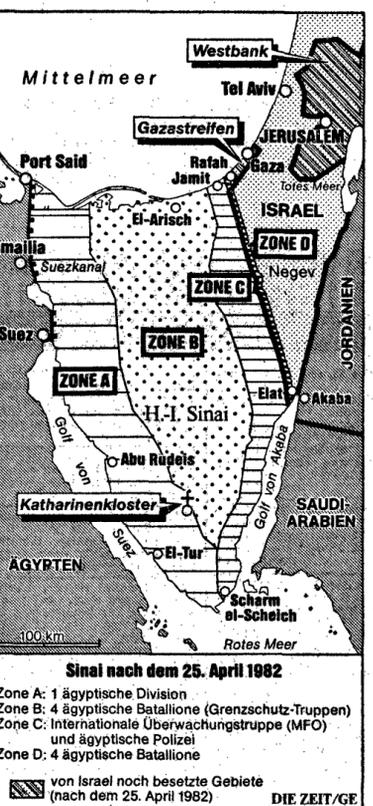
Für ewig ungeteilt

Israel: Mit ihrer „Groß-Palästina“-Politik machte sich die PLO zum „Wunschpartner“ der Regierung Begin. Während ihre Führung in Beirut die Rückkehr nach Jaffa und Haifa predigte, schuf Begin die Fakten, die selbst den Einzug nach Hebron und Nablus blockieren sollten. Dieses Ziel verkündete er anfänglich noch leise, dann immer lauter. Im Dezember 1977, als Begin mit Sadat in Ismailia zusammentraf, hieß es noch „Israel beansprucht von Rechts wegen die Souveränität über Judäa und Samaria...“ Nur: Die Frage sollte offenbleiben, weil es auch „andere Souveränitätsansprüche gibt“. Drei Jahre später, im Juli 1980, war die Frage beantwortet: „Das westliche ‚Eretz Israel‘ (also das Land zwischen Jordan und Mittelmeer) untersteht unserer vollen Kontrolle. Es wird nie wieder geteilt werden.“

Inzwischen hatte Jerusalem auch Hilfe aus unerwarteten Quellen erhalten. Die gewählte Führung der Westbank hielt sich strikt an den von Beirut verordneten Boykott der Autonomiegespräche. Jimmy Carter mußte sich erst um die Geiseln in Teheran, dann um die eigene Wiederwahl kümmern. Hussein schwieg. Und Sadat ließ die Verhandlungen im Mai 1980 platzen. (Sie wurden erst sechzehn Monate später wieder aufgenommen.)

Begin fand sich nun in der zweitbesten aller möglichen Welten: ohne Partner zwar, aber auch ohne Kontrahenten. Kunstvolle Kasuistik ließ ihn plötzlich Dinge im Text von Camp David entdecken, die außer ihm niemand dort vermutet hätte. Die gewählte Selbstverwaltungs-Körperschaft der Westbank hätte bloß „administrative“, aber keine „legislativen“ Rechte. Und die Autonomie, so befand er, betreffe die Menschen, nicht aber das Land. Derlei feine Unterscheidungen verblüfften selbst Israelis. „Wir verstehen nicht“, gab Oppositionsführer Schimon Peres zu, „wie die Palästinenser Figuren in einem Gemälde von Chagall gleichen können - freischwebend und losgelöst von ihrem Land.“ Und der ehemalige Generaldirektor des Jerusalemer Außenamts Schlomo Aviener monierte vorsichtig: „Carter unternahm so gut wie nichts, als Beginn die Substanz des Autonomieplanes zu verwässern begann.“

Fast unbehelligt von Ägyptern und Amerikanern konnte Begin nicht nur das Camp-David-Paket entschnüren, sondern auch eine zweigleisige Politik fahren: alles den Ägyptern, den Palästinensern aber nur eine Schein-Autonomie unter israelischer Vorherrschaft. Nachdem er das Land verbal von den Bewohnern gelöst hatte, ließ er es systematisch von den eigenen Siedlern auffüllen. „Meist werden Regierungen dafür getadelt, daß sie ihre Pläne nicht verwirklichen“, brüstete sich Ariel Scharon, damals noch Landwirtschafts-, heute



Sinai nach dem 25. April 1982

Zone A: 1 ägyptische Division
Zone B: 4 ägyptische Bataillone (Grenzschutz-Truppen)
Zone C: Internationale Überwachungsgruppe (MFO) und ägyptische Polizei
Zone D: 4 ägyptische Bataillone

von Israel noch besetzte Gebiete (nach dem 25. April 1982)

Sinai: Strategischer Puffer

Nach dem 25. April soll die Fast-Entmilitarisierung des Sinai für Frieden zwischen Ägypten und Israel sorgen. In der „Zone A“ darf Kairo außer 22 000 Soldaten nur begrenzt Panzer und Luftabwehrtruppen stationieren. In der „Zone B“ sind maximal 4000 ägyptische Grenzschutztruppen zugelassen. Die „Zone C“ kontrollieren 3000 Soldaten der internationalen Überwachungsgruppe MFO, die ihr Hauptlager bei Scharm-el-Scheich unterhält. Den Norden bewachen die Fidschi-Inseln, die Mitte Kolumbianer, den Süden Amerikaner, Frankreich, Italien, Holland, England, Australien und Neuseeland sind mit technischem Gerät, Helikoptern, Patrollen-Booten und Polizei-Einheiten beteiligt. In der schmalen „Zone D“ darf Israel nur 4000 Soldaten, aber keine Panzer stationieren. Israel hat seit 1967 24 Milliarden Dollar im Sinai investiert; die Ägypter zahlten 27 Millionen Dollar als „Entschädigung“.

demonstrieren und den alten Siedlern den Rücken zu stärken. Organisiert wird die Besetzung durch die rechte Techija-Partei („Erneuerung“), die von der rechtsradikalen Abgeordneten Geula Cohen nach Camp David gegründet wurde.

Zum Beginn des Pessach-Festes organisierte die „Bewegung“ einen öffentlichen Seder-Abend. Statt der angekündigten 2000 Gäste kamen nur etwa 200. Aber das tat der Stimmung keinen Abbruch. Die gesamte rechte Prominenz des Landes war anwesend und hielt Reden. Alle sagten sie das gleiche: „Wenn wir Jamit aufgeben, dann haben wir auch Tel Aviv und Jerusalem verloren.“ Und alle beendeten ihre Reden mit einem abgewandelten Zitat aus dem traditionellen Pessach-Gebet. Sie sagen nicht „Nächstes Jahr in Jerusalem“, sondern „Nächstes Jahr und übernächstes und für immer in Jamit!“

Tzachi Hanegbi, 25, Sohn von Geula Cohen und Vorsitzender der israelischen Studentenunion, hat sich mit zwei Dutzend Kommilitonen in 22 Meter Höhe auf der Spitze des Krieger-Denkmal verbarrikadiert. Sie haben die Wendeltreppe herausgeschweißt und den Zugang mit Stacheldraht verbaut. Hanegbi will mit dieser Aktion passiven Widerstand leisten: „Wir haben diesen Platz gewählt, um nicht in eine physische Konfrontation zu geraten!“ Und: „Es wird schwer, beinahe unmöglich sein, uns zu entfernen. Wir werden bis nach dem 26. hierbleiben, und das ist schon für sich genommen wichtig.“

Mit einem solchen symbolischen Erfolg mag sich eine andere Gruppe von Rückzugsgegnern nicht zufriedengeben. Der Bunker vor dem Motel ist von Gefolgsleuten des rechtsradikalen Meir Kahane besetzt worden. Avraham Rice, 22, ist vor sechs Wochen aus Amerika gekommen, um den Sinai zu verteidigen. „Ich bin nicht hier, um zu demonstrieren“, sagt er, „sondern um den Rückzug zu stoppen.“ Im Bunker sind immer „mehr als 20 Leute“, und sie werden „gegen jeden kämpfen, der versuchen sollte, sie da herauszuholen, egal ob Israel oder Ägypten“.

Jamit im Show-down: Eine Art Abenteuerplatz für Erwachsene, ein Freistaat für patriotisch Eingeflippte. „Da sitzen jetzt die ganzen Psychim“, sagen viele Israelis und tippen mit dem Finger an die Stirn. Aber diese „Psychim“, ein neuhebräisches Synonym für das alte jiddische „Meschugge“, sind ganz normale Leute. Zumindest sehen sie so aus.

Etwa 30 Kilometer südlich von Jamit in Richtung El Arisch liegt Atzmona, eine wilde Siedlung. Die Siedler von Atzmona nehmen den Rückzug einfach nicht zur Kenntnis. Vor vier Wochen haben sie mit dem Bau einer festen Synagoge begonnen: Sie soll in sechs Monaten vollendet sein. Und im Mai sollen die Melonen geerntet werden...

• Fortsetzung von Seite 18

Verteidigungsminister, zum Ausklang der Legislaturperiode 1977-1981. „Wir haben getan, was wir angekündigt haben. Es gab, als wir ins Amt kamen, schon 20 oder 30 Siedlungen. Ich sagte: Laßt uns noch weitere 55 errichten. Heute sind es 82.“ Derweil lief die „Normalisierung“ mit Kairo mit metronomenhafter Präzision ab: Teilerückgabe des Sinai, Botschafteraustausch, Eröffnung von Flugverbindungen, Handel, Tourismus. Im Gefolge der blutigen Westbank-Unruhen im März wurde sogar die Einführung eines regulären Bus-Services zwischen Israel und Ägypten verkündet: Jungfernfahrt am 29. April.

„Beglückende Gefahr“

**Saudi-Arabien:** Nur einmal - nach Sadats Ermordung im vorigen Oktober - rafften sich die „Verweigerer“ dazu auf, ihr stereotypes „Nein“ durch ein zaghaftes „Vielleicht“ zu ergänzen. „Seit 1948“, resümierte der saudische Kronprinz Fahd die arabische Politik, „haben wir nur Ablehnung praktiziert und uns mit Reaktionen begnügt.“ Mit seinem sogenannten „Fahd-Plan“ wollte er verhindern, daß die Araber „im Zustand des Nein-Sagens verharren“ und so „Israel freie Bahn lassen“. Der Plan enthielt all die alten Forderungen (totaler Rückzug Israels, Rückkehr der Flüchtlinge ins israelische Kernland, unabhängiger Palästinenser-Staat mit Jerusalem als Hauptstadt), aber auch ein verkleinertes Koexistenzangebot: „Bestätigung des Rechts der Staaten der Region auf die Existenz in Frieden.“ Im November sollte ein Araber-Gipfel in Fez über den saudischen Plan befinden.

Die Konzession war minimal, die Debatte fatal. „Eine Fata Morgana in der Wüste hätte nicht schneller verflimmern können“, berichtete der amerikanische Kommentator Joseph Kraft: Nach genau fünf Stunden war der Gipfel geplatzt. Die Führer der Radikalen - Syrien, Irak, Libyen - demonstrierten ihre Ablehnung von vornherein durch Nichterscheinen. Jassir Arafat hatte zwar zuerst von einer „guten Ausgangsbasis“ gesprochen, doch in Fez verwarf sein „Außenminister“ Kaddumi den Plan als „unannehmbar und gefährlich“. Das Fazit des eher israelkritischen *Guardian*: „Der schnelle Kollaps des Gipfeltreffens zeigt, daß die arabische Welt als ganze die Existenz Israels unter keinen Umständen akzeptieren wird. Folglich gibt es für Jerusalem keinen Anreiz, seine Einverleibungspolitik auf der Westbank zu überdenken.“ Die „ausgewogene, vernünftige Alternative“ zur „Sackgasse von Camp David“ - so Kronprinz Fahd - ist auch dreieinhalb Jahre später nicht sichtbar geworden. Sadats Ägypten war stark genug, um „voranzulaufen“; die anderen - so will scheinen - sind zu schwach, um den Status quo auch nur zentimeterweise zu verlassen.

Inzwischen gehen sie auch wieder auf Ägypten zu - wie Sadat es vorausgesagt hat. Die Irakis, vom Zusammenbruch ihrer iranischen Front bedroht, baten jüngst mit geziemender Demut in Kairo um Wort- und Waffenhilfe. Bei einer Palästina-Konferenz in Kuwait durfte die ägyptische Delegation wieder die erste Geige spielen. Und Bagdad lockt Kairo zum Blockfreien-Treff im Oktober. Wie die irakischen Sozialisten fürchten sich auch die Monarchen in Amman und Riad vor der klerikal-revolutionären Flut aus dem allzunahen

Iran. „Wo“, fragt die Londoner *Times*, „können sie Hilfe erhoffen, wenn nicht in dem größten Arabischen Staat, den sie vor drei Jahren aus der Arabischen Liga verstoßen haben - weil es sich erfrecht hatte, Frieden mit Israel zu schließen?“

Und Sadats Nachfolger Hosni Mubarak läßt bitten: „Unsere Türen stehen offen für unsere arabischen Freunde.“ Ägyptens Rückkehr in die arabische Gemeinschaft sei „unvermeidlich“. Nur: „Nicht um den Preis unserer Beziehungen zu Israel.“

Die einen hoffen, die anderen fürchten, daß der Preis dennoch bezahlt wird. Jassir Arafat freut sich auf die Zeit nach dem 25. April, wenn sich Mubarak „zweifelloso“ als Freund der Palästinenser entpuppen wird. Hussein „betet“, daß Ägypten wieder seinen „angestammten Platz in der arabischen Familie“ einnehmen werde. Dafür trauert Menachem Begin um einen alten Freund: „Um den Prozeß der Normalisierung zwischen uns und Ägypten stünde es besser, lebte Sadat noch.“

In der Tat verläuft die „Normalisierung“, zumal gemessen an israelischen Erwartungen, eher schleppend. Seit dem Friedensschluß reisten 50 000 israelische Touristen nach Ägypten, im Gegenverkehr kamen nur 2000, in der Mehrzahl Offizielle. Der Handel (abgesehen vom Import ägyptischen Öls) tendiert gegen Null; Kairoer Zeitungen weigerten sich bislang, israelische Firmenanzeigen aufzunehmen.

Wird der Frieden auch nach dem 25. April halten, wenn (und falls) der letzte Streifen im Sinai geräumt ist? Gewiß ist nur eines: Wo Israel nichts mehr zu bieten hat, kann Ägypten mehr fordern - zumal in der blockierten Palästinenser-Frage. „Israel“, mahnt Mubarak, „sollte sich sehr flexibel verhalten, damit wir eine Prinzipienklärung noch in diesem Jahr verabschieden können. Wir können keine Konzessionen machen, weil wir nicht über Dinge verhandeln, die Ägypten gehören.“ Anders als Sadat spricht er von „Selbst-Bestimmung“ und einem „nationalen Gebilde“ für die Palästinenser.

Dennoch: Wie Sadat („der Frieden war eine strategische Entscheidung“) weiß auch Mubarak, was er hat: Ruhe an seiner Ostgrenze, Frieden nach vier Kriegen, in denen Ägypten den höchsten Blutzoll für die arabische Sache entrichtet hat: schätzungsweise 100 000 Tote. Und wenn Israel etwa Syrien angreift? Mubarak: „Wir werden uns an solchen Kriegen nicht beteiligen, solange man uns nicht zu Rate zieht.“ Mubarak weiß auch, daß der Vertrag mit Jerusalem ihm doppelten Gewinn bringt: Der Rückzug stärkt seine Hand gegenüber Israel, doch die Sonderbeziehung zum ehemaligen „Erzfeind“ verschafft ihm zugleich Kapital in der arabischen Welt, die ohne Ägypten von einer militärischen Option nur träumen kann.

Und Israel? Der Judenstaat verliert zwar ein Glacis, gewinnt aber - anders als 1973 am Suezkanal - Vorwarnzeit und den Vorteil der nun drastisch verkürzten „inneren Linien“. Um anzugreifen, könnte Ägypten nicht mehr aus dem Stand losschlagen; es müßte mit dem Einmarsch in den (fast) entmilitarisierten Sinai seine Absicht deutlich demonstrieren: Zeit genug für die Mobilisierung der israelischen Reserve-Armee. „Der Friede ist eine Gefahr“, schreibt der israelische Dichter Amos Oz, „aber es ist zugleich auch die beglückendste aller Gefahren.“

ZEIT DOSSIER



Ermordet: Anwar el-Sadat



Nachfolger: Hosni Mubarak

Aufnahmen: Sven Simon, Poly-Press, Darchinger, Visum

„Wir greifen nicht nach dem Mond“

Andreas Kohlschütter im Gespräch mit PLO-Chef Jassir Arafat

**DIE ZEIT:** Auf der Westbank und im Gaza-Streifen tobt palästinensischer Aufruhr gegen die repressiven Maßnahmen der israelischen Besatzungsmacht. Wie beurteilen Sie die Lage?  
**Jassir Arafat:** Was sich auf der Westbank abspielt, ist Teil unserer Tragödie. So wie seinerzeit der palästinensische Exodus, als 60 Prozent unseres Volkes von den Israelis vertrieben und ins Flüchtlingsland gestoßen wurden, ohne Heimat, ohne Staat, sogar ohne Personalausweis. In Form der Camp-David-Verträge, der für die Westbank vorgesehenen „Autonomie“, der von Sharon oktroyierten Zivilverwaltung, der Einverleibung Jerusalems, der Absetzung gewählter Bürgermeister und Stadträte, der Schließung unserer Universitäten und Schulen, der mörderisch-blutigen Gewaltanwendung gegen unsere unbewaffneten Widerstand leistende Jugend - in dieser Münze bezahlen wir die Rechnung für das, was Sie Holocaust nennen.

**ZEIT:** Wollen die Israelis die Westbank annektieren?  
**Arafat:** Das ist das Ziel ihrer Strategie. Sie beschlagnahmen, enteignen, reißen immer mehr Land zum Bau neuer Kolonien und Siedlungen an sich, so wie sie das von Anfang an in Palästina getan haben.  
**ZEIT:** Was kann die PLO unternehmen, um der Existenzgefährdung der Palästinenser auf der Westbank entgegenzutreten?  
**Arafat:** Die israelische Militärjunta ist eigentlich

blöd. Sie müßte wissen, daß die Palästinenser durch nackte Gewalt nicht ewig zu zügeln sind. Wir sind uns freilich im klaren darüber, daß wir nicht nur den Israelis gegenüberstehen. Wir sind mit der amerikanischen Nahost-Strategie konfrontiert, und wir sind Opfer dieser Politik. Wir greifen nicht nach dem Mond und nicht nach den Sternen. Wir fordern bloß, daß internationale Legalität und die UN-Resolutionen durchgesetzt werden.

**ZEIT:** Führt die PLO Regie beim jetzigen Aufstand auf der Westbank?  
**Arafat:** Das ist nicht mein Werk. Die Demonstrationen, Streiks und Protestaktionen werden von den Volksmassen getragen.

**ZEIT:** Ist die PLO in dieser Notlage nicht dazu aufgerufen, den Wogen des Protests auf der Westbank eine politische Richtung zu geben?  
**Arafat:** Natürlich stehen wir mit der Westbank-Bevölkerung in Kontakt. Aber vergessen Sie nicht, daß wir mit palästinensischen Dingen auf demokratische Art fertig werden. Der Aufstand ist bloß gebrochen, keine Macht kann ihn bändigen oder gar aufhalten. Jede Unterdrückung führt zu Explosionen dieser Art, treibt die Unterdrückten zum Widerstand gegen die Besatzer und Invasoren an. Das ist ein Naturgesetz. Deswegen mache ich mir auch keine Sorgen, denn wir gehen mit dem Lauf der Geschichte. Früher oder später werden wir unsere Ziele erreichen.

**ZEIT:** Sie haben Ihren Optimismus nicht verloren?  
**Arafat:** Warum sollte ich. Je mehr die Dunkelheit wächst, desto näher rückt die Dämmerung. Wir sind ihr schon sehr nahe.  
**ZEIT:** Ist die Machtarroganz Israels nicht auch eine Folge des miserablen Zustands, in dem sich die arabische Umwelt befindet - zerstritten und zersplittert durch den iranisch-irakischen Golfkrieg, die Erbfeindschaft zwischen Bagdad und Damaskus, den Ausschluß Ägyptens...  
**Arafat:** Natürlich. Ich sehe die Fakten und die Realität sehr wohl. Und die inner-arabischen Spannungen machen alles sehr, sehr schwierig. Dennoch fiel es mir leicht, binnen 48 Stunden nach dem Ausbruch des Westbank-Aufstandes ein außerordentliches Treffen der arabischen Außenminister nach Tunis einzuberufen.

**ZEIT:** Sind nicht erstaunlich viele der 20 Außenminister diesem Treffen ferngeblieben?  
**Arafat:** Zwölf Außenminister waren anwesend, außerdem zwei Vertreter in Ministerrang und sechs bei der Arabischen Liga akkreditierte Botschafter.  
**ZEIT:** Und Sie rechnen mit praktischen Schritten?  
**Arafat:** Nicht sehr bald. Wir müssen alle Faktoren berücksichtigen. Ich bin Pragmatiker, ich handle nicht mit Träumen.  
**ZEIT:** So viele Resolutionen und so wenig Palästina...?  
**Arafat:** (tiefer Seufzer) Palästina darf nicht nur als eines von vielen lokalen Problemen gesehen werden. Es ist das Herz des Nahen Ostens, die Crux des arabisch-israelischen Konflikts. In Palästina entscheidet sich die Zukunft der arabischen Welt und des Nahen Ostens, nicht nur diejenige der Palästinenser. Doch wir befinden uns in einer äußerst schwierigen Lage. Nicht zum erstenmal.

• Fortsetzung nächste Seite

Der Audi 200 Turbo bietet Ihnen neben einem Höchstmaß an intelligenter Technik auch ein Höchstmaß an Komfort. Elektrische Fensterheber, Servolenkung und Zentralverriegelung sind ebenso selbstverständlich wie das perfekte Heiz- und Belüftungssystem und die wirkungsvolle Geräuschisolierung. Seine intelligente Technik bemerken Sie schon daran, daß sein Fahrkomfort nicht beim Innenraum aufhört. Dafür sorgt sein aufwendiges Fahrwerk mit ausgereiftem Frontantrieb.

Nicht weniger aufwendig ist sein Motor. Das kraftvolle 125-kW (170 PS) starke Fünfzylinder-Turboaggregat verfügt über die bekannte Fünfzylinder-Laufkultur und über ein hohes Maß an Elastizität für zügiges und schaltarmes Fahren.

Daß Sie sich im Audi 200 Turbo immer in einem exklusiven Rahmen bewegen, werden Sie am bequemsten bei einer Probefahrt feststellen. Audi. Gelassen fahren mit perfekter Technik.



Wo bekommen Sie schon Fünfzylinder-Turbomotor und Frontantrieb in einem so exklusiven Rahmen. Audi 200 Turbo.